



Religiöser Führer Chamenei, Präsident Ahmadinedschad bei der Amtseinführung in Teheran am 3. August, Ex-Präsident Rafsandschani vor einem



Porträt des Staatsgründers Chomeini: Machtkampf hinter den Kulissen

IRAN

Der Heilige und der Haifisch

Eine gefälschte Wahl, tödliche Hatz auf Demonstranten und Streit selbst unter Hardlinern – in Teheran ist nichts mehr, wie es war. Zwei Männer drohen dem Regime nun besonders gefährlich zu werden: Großajatollah Montaseri und Multimillionär Rafsandschani. *Von Dieter Bednarz und Erich Follath*

A kiss is not a kiss – dass kein Kuss dem anderen gleicht, weiß jeder. Aber dieser Kuss von Teheran, oder soll man sagen, dieser Versuch eines innigen Lippenbekenntnisses am vergangenen Montag, ist dann doch schon etwas sehr Spezielles. Der umstrittene Präsident Mahmud Ahmadinedschad, 52, beugt sich bei der Feier zu seiner „Wiederwahl“ zum Religionsführer Ali Chamenei, 70, will dessen Hand für einen Kuss ergreifen, rutscht ab, weil der sich wendet, versucht wenigstens noch eine Umarmung hinzukriegen. Aber auch das vermeidet Chamenei. So landet Ahmadinedschad an der Schulter seines Gegenübers – eine Szene wie aus einem schlechten Slapstick-Film.

Und seitdem rätselt die Welt, denn man weiß, alles hat Bedeutung in Iran, diesem Land der geheimnisvollen Chiffren und Symbole. Wie weit haben sich die Nummer eins und der Präsident entfremdet? Läutet die Szene einen radikalen Wandel in den Beziehungen zwischen den beiden Hardlinern ein, symbolisiert sie womöglich den

Anfang vom Ende Ahmadinedschads, dem der Chef ja in den vergangenen Tagen gleich mehrfach die kalte Schulter gezeigt hat? Und was könnte nach dem Holocaust-Leugner kommen in diesem zerrissenen Land, in dem die demokratische Opposition nicht aufgibt und Todesurteile gegen Demonstranten drohen?

Wenn es einen Ort gibt, an dem sich in diesen Tagen erfahren lässt, was wirklich in Iran vor sich geht, dann ist es – London. Hier, in einem unscheinbaren Einfamilienhaus auf halbem Weg zwischen Flughafen Heathrow und der Innenstadt, lebt im selbstgewählten Exil der Mann, bei dem gegenwärtig viele Fäden zusammenlaufen: Ataollah Mohadscherani, 54, kennt alle aus nächster Nähe, die gegenwärtig im umkämpften Gottesstaat eine entscheidende Rolle spielen. Ein Mann aus dem ersten Kreis der iranischen Macht.

Er hat als wissbegieriger Student mit dem von allen Gläubigen verehrten Großajatollah Hossein Ali Montaseri über den rechten Weg diskutiert und im Untergrund

gegen den Schah agitiert. Er hat nach dem Sieg der Revolution 1979 als aufstrebender Parlamentssekretär für den damaligen Premier und jetzigen Oppositionsführer Mir Hossein Mussawi gearbeitet. Er hat als pragmatischer Vize unter Präsident Ali Akbar Haschemi Rafsandschani für die Verbesserung des Lebensstandards aller Iraner gekämpft. Er hat als aufgeschlossener Kulturminister des Reformpräsidenten Mohammed Chatami den deutschen Philosophen Habermas nach Teheran geholt. Er rang mit dem konservativen Religionsführer Ali Chamenei in Dutzenden Streitgesprächen um die Unabhängigkeit der Kunst und die Pressefreiheit und trat, als er sich in keinem Fall mehr durchsetzen konnte, 2000 unter Protest zurück.

Seine Geburtsstadt heißt Arak und steht auf der Liste israelischer Bombenziele derzeit ganz oben: Dort wird ein Schwerwasserreaktor gebaut, von dem manche glauben, er könne nur zum Bau einer Atomwaffe dienen und müsse zerstört werden. Studiert hat er Geschichte, in Isfahan und

Schiras, den Kulturzentren des auf seine glanzvollen zivilisatorischen Zeugnisse zu Recht so stolzen Landes.

Dschamileh Kadiwar, die Frau an seiner Seite, ist selbst eine ehemalige prominente Parlamentsabgeordnete, vorgesehen für einen Posten im Kabinett der Reformer – wenn der Aufstand der Straße gegen das Regime denn doch noch siegen sollte. Vorgesehen für ein Kabinett, dem ihr Ehemann vorstehen könnte?

Mohadscherani lacht, es ist ein verleghenes, aber durchaus selbstbewusstes Lachen.

„Ich, der neue Präsident Irans? Das wäre vielleicht nicht optimal, aber allemal eine Verbesserung gegenüber heute ...“ Er gießt persischen Tee in Porzellantassen. Über den Polstermöbeln hängt ein Bild mit der ersten Sure des Koran, „Allah ist groß“, die gegenwärtig in Teheraner Nächten oft von den Dächern gerufen wird – als trotziges, von den Machthabern nicht zu stoppendes Kennwort des Aufstands.

Er verkehrt derzeit per E-Mail mit den Oppositionspolitikern; er hat von London aus vorvergangene Woche auch die Tehe-

raner Trauerdemonstration für Neda mitorganisiert, jene auf den Straßen von Schergen des Regimes getötete Demonstrantin, die zur Ikone der Protestbewegung geworden ist. Er verfolgt mit Kommentaren und Ratschlägen auch die „entsetzlichen Schauprozesse“, die jetzt begonnen haben.

Er weiß um die Zirkel der Macht und seine Geheimnisse. Um die Charaktere, die Chiffren, das große Schattenspiel. Mohadscheranis Analyse zufolge spielen dabei drei Persönlichkeiten eine besondere Rolle, die stets um den richtigen Weg ihres Landes gerungen haben und jetzt wieder im Mittelpunkt stehen: Hossein Ali Montaseri, 87, den die Menschen ehrerbietig „Mardscha-e Taglid“ nennen, „Quelle der Nachahmung“; Ali Akbar Haschemi Rafsandschani, 74, den sie respektvoll, aber misstrauisch „Haifisch“ („Kuseh“) titulieren; und Ali Chamenei, der neuerdings nur noch „der Diktator“ heißt. Der Heilige, der Händler, der Verhasste – gemeinsam sind sie die Pfeiler des Gottesstaates. Lange haben die großen Drei an einem revolutionären Strang gezogen; heute kämpfen sie an unterschiedlichen Fronten.

Das persische Puzzle – die Welt beobachtet es voller Spannung. Die Story von Montaseri, Rafsandschani und Chamenei handelt von Freundschaft, Entfremdung und Verrat. Es ist die Geschichte Irans, seiner Vergangenheit, seiner Gegenwart. Und wohl auch seiner politischen Zukunft.

Ghom, die heilige Stadt der Schiiten, die Stadt des Widerstands, Anfang der sechziger Jahre. Die CIA hat 1953 einen Putsch gegen den demokratisch gewählten, nationalbewussten Premier Mohammed Mossadegh inszeniert und den Schah nach dessen zwischenzeitlicher Flucht aus dem Land wieder an die Macht gebracht. Doch nicht alle wollen dem Kaiser geben, was der Kaiser für sich beansprucht. Die Religiösen, aufgebracht durch die Konfiszierung ihrer Ländereien und eine den Glauben verachtende Modernisierungskampagne, formieren sich in Ghom. Es ist die Stadt, in der eine Nachfahrin des Propheten begraben liegt, in der selbst der Schah es nicht wagt, alle Koranschulen zu schließen. Hier wird bis heute hinter den Kulissen um die Macht im Lande gerungen.

Unter den Studenten, die sich im Schatten der goldenen Fatima-Moschee und auf den Rasenflächen der Madrassen die Köpfe heißreden, sind auch Montaseri, Rafsandschani und Chamenei. Alle drei verdammen, was sie als Frevel an ihrer Religion und als Ausverkauf des Landes empfinden. Und sie haben ein Idol, einen gemeinsamen Übervater, dessen Anklagen gegen das gottlose Regime sie gebannt lauschen: Ajatollah Ruhollah Chomeini, ein begnadeter Redner mit feurigen Augen, dunkler Stimme und kompromissloser Rhetorik. Er verheißt seinen Studenten ein revolutionäres Ziel: den Weg in einen Got-



Demonstrierende Oppositionelle in Teheran im Juli: Wut auf den Straßen



Revolutionsführer Chomeini in Teheran im Februar 1979, Konkurrenten Rafsandschani, Chamenei 1989: Bitteres Ende einer Freundschaft



tesstaat, der von niemandem und nichts fremdbestimmt sein soll.

Montaseri wächst als Sohn eines Kleinbauern eher bescheiden auf, muss mit jedem Dinar rechnen, als er in ein Seminar von Ghom zum Studium geschickt wird. Rafsandschani stammt aus einer viel wohlhabenderen Familie, der Clan besitzt Ländereien und einen Pistazienhandel. Chamenei hat als Einziger der drei die höheren Weihen sozusagen schon im Elternhaus erhalten, als er nach Ghom kommt: Sein Vater wirkt als Mullah an einer Moschee in Irans anderer heiligen Stadt, in Maschad.

1964 muss Revolutionär Chomeini auf Geheiß des Schahs das Land verlassen, findet Exil zunächst in der Türkei, dann im benachbarten Irak, schließlich im französischen Neauphle-le-Château. Fast unbemerkt gelingt es dem Mann im Exil, die verschiedenen Gegner des Regimes zu einen; charismatisch und machtbewusst gibt er auch den Streiks der ihm ideologisch fernstehenden Kommunisten seinen Segen. Der Imam lässt auf den Basaren Kassetten mit seinen Reden verteilen. Der Geheimdienst Savak, unterstützt von israelischen Ausbildern, kann den Aktivitäten im Untergrund in der Regel ebenso wenig entgegenzusetzen wie die zahlreichen im Land stationierten CIA-Agenten.

Wen der verhasste Savak aber erwischt, den foltert er. Viele wandern ins Gefängnis, eine Haftzeit wird zum oppositionellen Ritterschlag. Montaseri, Rafsandschani und Chamenei bringen es gemeinsam fast auf ein Dutzend Jahre hinter Gittern. Während sie alle, wieder in Freiheit, für ihr Idol agieren, nimmt der älteste und ärmste der drei Jung-Revolutionäre sein Religionsstudium wirklich ernst: Montaseri erwirbt sich bald den Rang eines Ajatollah („Zeichen Gottes“) und wird sogar einer der damals knapp ein Dutzend Mardschas.

Die beiden anderen kommen über den niedrigen Rang eines Hodschatoleslam nicht hinaus. Das wird später für Chamenei ein großes Problem; für Rafsandschani weniger. Er zeichnet sich schon damals durch eine Mischung aus Geschäftssinn und politischem Gespür aus, ein geschmeidiger Mann für alle Fälle, ein Hai, der Zähne zeigt, wenn er meint, es müsse sein.

Der Westen hält bis zum bitteren Ende fest am Schah, sieht „seinen“ Iran mit den zweitgrößten Erdgas- und den drittgrößten Ölreserven der Welt als wichtigen Energielieferanten. Der Herrscher auf dem Pfauenthron aber kann den Aufstand nicht mehr eindämmen. Er scheut vor dem ganz großen Blutbad zurück – und verlässt das Land im Januar 1979, diesmal auf Nimmerwiedersehen.

Der Strippenzieher von Neauphle-le-Château bestimmt schon vom Exil aus einen Revolutionsrat, vier Mann gehören ihm an, unter anderen Rafsandschani, der dem Imam als höchst fähiger Organisator aufgefallen ist. Der eifrige Chamenei darf in Maschad Revolutionsreden halten. Er zählt zunächst noch nicht zum inneren Zirkel, wird erst auf Rafsandschanis Vorschlag und „nach langen Debatten als Nummer sechs in die Führungsmannschaft aufgenommen“ (so Kronzeuge Mohadscherani).

Montaseri steht dem Revolutionsführer Chomeini näher als jeder andere und arbeitet in enger Absprache mit dem Imam an einer Verfassung für den geplanten Gottesstaat. Dafür wird der Alte ihn bald zu seinem Vize machen – Rafsandschani und Chamenei sind enttäuscht. Wollen sie weiter um die Macht im Land mitspielen, müssen sie sich etwas einfallen lassen.

Paris, in einer bitterkalten Februarnacht 1979. Aufbruch in eine neue Zeit: Eine Air-France-Sondermaschine bringt einen entspannten, gegen sein sonstiges Naturell so-

gar lächelnden Revolutionsführer von Paris nach Teheran. Millionen säumen jubelnd die Straßen, als die Limousine mit dem Erneuerer vorbeifährt. Der Imam erobert Irans Hauptstadt im Triumphzug.

Das alte Regime löst sich auf, in wenigen Tagen hat der reißende Strom der Revolution alles durcheinandergewirbelt. Mit überwältigender Mehrheit billigt das Volk Ende März die „Islamische Republik“. Die „Welajat-e Fakih“, die „Herrschaft des führenden Rechtsgelehrten“, ist eine einmalige Konstruktion, eine Mischung aus Demokratie-Elementen und päpstlichem Vatikan, mit Einsprengeln einer Diktatur à la Nordkorea.

Staatsgründer Chomeini hat zwar der Form nach Institutionen einer parlamentarischen Demokratie akzeptiert, für sich aber – in Absprache mit Montaseri – ein Amt geschaffen, das über allen gewählten Organen steht. Als „religiöser Führer“ legt er die Richtlinien der Politik fest, kontrolliert die Streitkräfte, den Geheimdienst, die Justiz, das Parlament, die Medien. Einzige Einschränkung seiner Macht: die Position des Premierministers – und der „Expertenrat“. Das aus 86 Theologen zusammengesetzte Gremium besitzt das Recht, ihn abzusetzen und einen Nachfolger zu bestimmen. Ein nur theoretisches Recht, solange der Chef eine das ganze Volk einigende, unumstrittene Persönlichkeit ist.

Rafsandschani wird Parlamentspräsident; Chamenei überlebt einen Anschlag der gegen einen Gottesstaat kämpfenden Linksextremen, sein rechter Arm bleibt gelähmt. Das „Martyrium“ hilft der Karriere und hievt ihn im Oktober 1981 ins Präsidentenamt.

Die drei Musketiere lassen sich mitreißen von der Dynamik der Revolution. Wer dem Gottesstaat gefährlich werden könnte, muss ausgemerzt werden. „Als der

Schah uns Freiheiten gegeben hat, haben wir ihn aus dem Land vertrieben. Wir werden diesen Fehler nicht wiederholen“, sagt Rafsandschani. Und auch Montaseri meint zunächst, die Revolution dürfe mit allen Mitteln konsolidiert werden: „Abgestorbene Bäume muss man zurechtstutzen.“

Als Studenten in Teheran die US-Botschaft besetzen, warten die drei auf die Reaktion Chomeinis. Der Imam billigt die Aktion, sie folgen ihm. 444 Tage sollte die Geiselnahme dauern, die Bilder der mit verbundenen Augen vorgeführten Diplomaten brennen sich ins kollektive Gedächtnis der Amerikaner ein – ebenso wie sich die Bilder des mit amerikanischer Logistik unterstützten irakischen Angriffs auf das Vaterland bei den Iranern einprägen.

„Kampf bis zum Sieg“ heißt die Parole des Imam. Etwa eine Million Menschenleben kostet der Teheran aufgezwungene, acht Jahre währende Krieg. Er endet mit einem Patt. Dass er überhaupt endet, ist auch Rafsandschani Verdienst. Er wagt es, gegen den Strom zu schwimmen, und überzeugt den Staatsgründer, der immer neue Einheiten von Kindersoldaten opfern will. Chomeini fühlt sich beim Waffenstillstand so, als hätte er „einen Becher Gift“ zu trinken bekommen.

Das Ende der Kriegshandlungen ist einer der wenigen Kompromisse im ersten Jahrzehnt der Islamischen Republik. Chomeini fördert mit Hilfe seiner drei Vertrauten den Revolutionsexport in der Region, veranlasst die Gründung der Hisbollah („Partei Gottes“) im Libanon und ermutigt sie auch zu Selbstmordattentaten. Und in der Innenpolitik geht das Regime mit gnadenloser Härte vor. Zu den Opfern der Willkürjustiz gehören längst nicht mehr nur Schah-Vertraute oder „Ungläubige“. Homosexuelle, Drogenabhängige, Prostituierte, 14-jährige Jungs, die sich einen Scherz über den Imam erlaubt haben – alle werden hingerichtet. Der Tod ist nun ein Meister aus Teheran.

Rafsandschani und Chamenei schweigen zu den Exzessen. Sie schließen sich nach kurzem Zögern auch Chomeinis religiös begründeter Fatwa gegen den Schriftsteller Salman Rushdie („Die satanischen Verse“) an, die einem Mordaufruf gleichkommt. Aber Montaseri kann das Stillhalten nicht mehr mit seinem Gewissen vereinbaren. Er schreibt Brandbriefe an Chomeini, schlägt vor, den ketzerischen Autor zu begnadigen und prangert die Menschenrechtsverletzungen an. Der Mann, den der Revolutionsführer öffentlich „die

Frucht meines Lebens“ genannt hat, fällt in Ungnade. Im März 1989 verstößt Chomeini seinen designierten Nachfolger: „Du bist dieses Amtes nicht wert.“

Rafsandschani und Chamenei krümmen keinen Finger, um Montaseri zu helfen. Sie sehen ihre große Chance. Denn sie wissen zu diesem Zeitpunkt: Der erste Mann im Staate ist an Krebs erkrankt – der Abstieg des Freundes Montaseri ist die Chance zu ihrem Aufstieg.

Teheran, 4. Juni 1989, am Tag nach Chomeinis Tod. Geheime Sitzung der höchsten Würdenträger zu seiner Nachfolge. Bei der Versammlung des Expertenrats führt Rafsandschani, wie jüngst aufgetauchte Filmdokumente beweisen, das große Wort – und stellt die Weichen. Er schildert seine letzte Begegnung im Krankenhaus. Und die Nachfolgediskussionen zuvor. Niemand habe „die Größe, in Ihre Schuhe zu pas-

höchste religiöse Amt fehlt, die nur durch anerkannte Veröffentlichungen zu erwerbende Ajatollah-Würde.

Montaseri macht später öffentlich auf dieses Defizit Chameneis aufmerksam; der stellt ihn 1997 unter Hausarrest und lässt von bestellten Schlägern seine Bibliothek verwüsten. Den Mardscha ins Gefängnis zu stecken oder gar umbringen zu lassen, wagt er nicht.

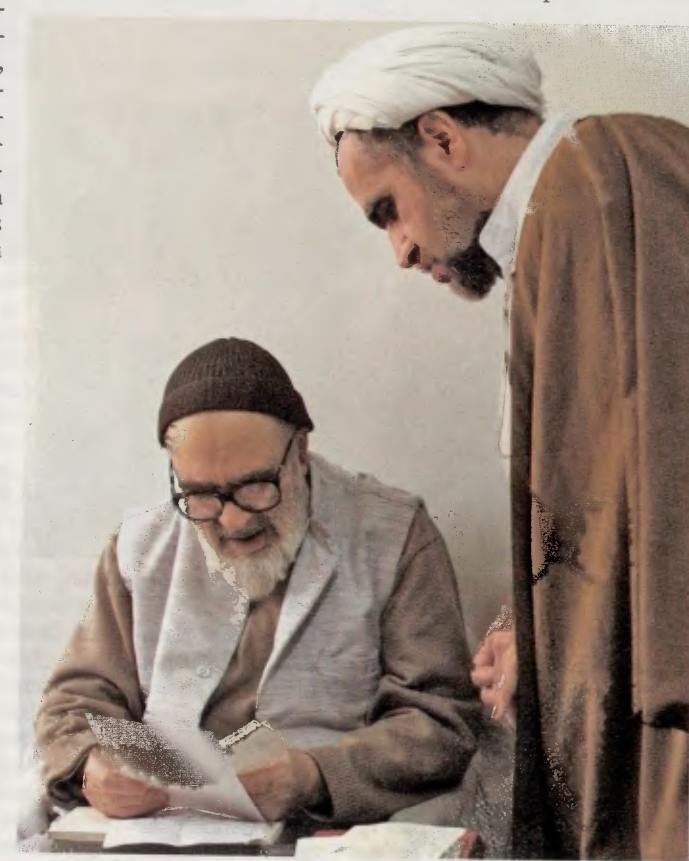
Chamenei und Rafsandschani haben nun das Erbe des Staatsgründers angetreten. Die beiden seien sich ähnlich wie ein-eiige Zwillinge, hat Montaseri einmal gesagt, fähig zu allem. Und doch liegt im gemeinsamen Aufstieg des Duos schon die Saat eines Machtkampfs – vielleicht, weil nichts zwischen ihnen wirklich geklärt ist; vielleicht auch, weil sie sich zu sehr ähneln. Chamenei ist die formale Nummer eins, Rafsandschani aber hat Anlass zu dem Glauben, er sei die faktische Nummer eins.

Durch eine Verfassungsänderung, die er hinter den Kulissen durchgedrückt hat, ist das Amt des Premiers abgeschafft und sein letzter Inhaber, Mir Hossein Mussawi, zieht sich für lange Zeit aus der Politik zurück (bevor er 2009 zum Helden der Opposition wird). Nur unter diesen Bedingungen hatte sich Rafsandschani bereit erklärt, für das aufgewertete Amt des Präsidenten zu kandidieren, in das er ohne Probleme gewählt wird.

Aber auch Chamenei hat im Vorfeld seine Truppen verstärkt, im wahrsten Sinn des Wortes: Er übernahm die einst vom Imam gegründeten Revolutionsgarden, die Chomeini als Gegenentwurf zu der durch die Schah-Zeiten geprägten, der Illoyalität verdächtigen regulären Armee ins Leben gerufen hat. Er lässt sie zum Staat im Staate ausbauen. Revolutionsführer Chamenei und Präsident Rafsandschani können nicht ohneeinander. Aber auch nicht miteinander. Sie versuchen, die Machtbalance zwischen den verschiedenen politischen Lagern auszutariieren. Chamenei schlägt sich mehr auf die Seite

der Konservativen, die auf strikte Einhaltung der Kleiderordnung und der moralischen „Sauberekeit“ der Presse bestehen – von den Orthodoxen wittert er wegen seiner mangelnden religiösen Qualifikation die größte Gefahr.

Rafsandschani plädiert für größere persönliche Freiheiten, aber er ist nicht bereit, wirklich für sie zu kämpfen: Machterhalt geht ihm über alles. In der Wirtschaft immerhin, durch Verstaatlichungen gelähmt, setzt er vorsichtige Privatisierungen durch. Außenpolitisch plädiert der



Großajatollah Montaseri, Sohn in Ghom: „Nicht frei von Schuld“

sen“, will Rafsandschani zu Chomeini gesagt haben. Der entgegnet: „Wieso denn nicht, da ist doch Herr Chamenei!“

Demütig erhebt sich der so Gesalbte und erklärt vor den Klerikern in einer typisch iranischen Geste der vorgetäuschten Bescheidenheit, das sei zu viel der Ehre: „Ich bin dagegen.“ Rafsandschani erzwingt eine offene Abstimmung unter den Rechtsgelehrten. Wer für Chamenei sei, solle aufstehen. Per Akklamation wird Chamenei so zum Chomeini-Nachfolger gewählt – obwohl ihm die Grundvoraussetzung für das

Mann, der zu Schah-Zeiten die USA beireist hat und dessen Geschäfte eine gewisse Weltoffenheit erfordern, für einen vorsichtigen Kurs der Annäherung an den Westen, solange Iran als „gleichrangiger Partner“ behandelt wird: ein Realo der Revolution. Auch wenn er 1993 noch einmal wiedergewählt wird, macht sich im Land Enttäuschung über seine Politik breit. Und der Westen weiß nicht, was er von einer iranischen Führung halten soll, die fast gleichzeitig Gesten des guten Willens Richtung Washington aussendet und Killerkommandos schickt, die weltweit iranische Dissidenten ausschalten.

Bei der Wahl 1997 müssen Chamenei und Rafsandschani erkennen, dass sie das Volk nicht mehr hinter sich haben. Der vom Duo an der Staatsspitze bevorzugte Kandidat unterliegt dem Reformler Mohammed Chatami klar. Immerhin wird das missliebige Ergebnis damals nicht ins Gegenteil verfälscht. Sein Vorgänger und vor allem der religiöse Führer tun alles, um ihm Steine in den Weg zu legen. Auch Washington lässt Chatami im Stich, der öffentlich die Botschaftsbesetzung von 1979 „bedauert“, einen interkulturellen Dialog anbietet und den USA nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 hilft, Qaida- und Taliban-Ziele in Afghanistan zu finden. Iran aber liegt für Washingtons Präsidenten auf der „Achse des Bösen“.

Rafsandschani sieht sich plötzlich zwischen allen Fronten: Die Liberalen sind von ihm abgrundtief enttäuscht, weil er nichts gegen die immer brutaleren Oppositionellen-Hatz durch den Chamenei-hörigen Geheimdienst unternimmt. Und er hat Gründe, an Chameneis Loyalität zu zweifeln: Der religiöse Führer lässt nicht nur zu, dass die Konservativen im Land Rafsandschani öffentlich als „fette Katze“ und „korrupt“ anprangern; er facht hinter den Kulissen die Schmutzkampagne sogar an.

Doch will es Rafsandschani noch einmal wissen: Er kandidiert im Jahr 2005 erneut fürs Präsidentenamt – und erlebt den ultimativen Verrat seines Weggefährten. „Wenn es sein muss, kann Chamenei selbst Stalin wie ein Weichei aussehen lassen“, urteilt der Landeskenner Robert Baer. Der religiöse Führer zaubert einen Gegenkandidaten aus dem Hut und macht klar, dass er den für geeigneter hält als den langjährigen Mitstreiter: Ahmadinedschad.

Wieder einmal haben alle diesen so unendlich blass und langweilig wirkenden Chamenei unterschätzt. Der Mann, der nie ausländische Reporter empfängt und westliche Staatsmänner ebenso wenig, hat dem Chef der Uno-Waffenkontrollereure Mohammed ElBaradei bei dessen Teheran-Besuchen imponiert: „Er ist hochintelligent und

weiß gerade über die Atomwaffenfrage bis ins Detail Bescheid.“ Gleichzeitig ist Chamenei ideologisch unerbittlich. Er ist zutiefst misstrauisch gegenüber den Absichten des Westens. Jeder Kompromiss ist für ihn nichts anderes als Selbstaufgabe, das Feindbild Amerika ist und bleibt sein Nonplusultra, der Kitt des Regimes.

Er beobachtet seinen Gegenspieler Rafsandschani, der 2005 die Wahl gegen Ahmadinedschad verliert. Er weiß, Rafsandschani gibt sich nie geschlagen, wird versuchen, die offene Rechnung ihm gegenüber zu begleichen. Er ahnt: Der Hai-fisch, der hat Pläne.

Ahadinedschad küsst nach seiner ersten Amtseinführung seinem „Vater“ Chamenei ergeben die Hand, der erste Präsident der iranischen Geschichte, der so etwas macht. Auch sonst führt er ein Hardliner-Regime weitgehend nach Geschmack des religiösen Führers: antiwestlich in der Außenpolitik; antiliberal im Inneren.

Rafsandschani können solche extremistischen Positionen nicht gefallen, aber er



Reformer Chatami, Mussawi: Kampf gegen die Wahlfälschung

hält sich zurück. Auch als die Wiederwahl des Holocaust-Leugners Ahmadinedschad ansteht und Chamenei seine Präferenzen in Richtung des bisherigen Amtsinhabers erkennen lässt, spricht er sich nicht offen für den aussichtsreichsten Gegenkandidaten Mir Hossein Mussawi, 67, aus. Dabei kennt er den früheren Premier sehr gut: Mussawi ist der letzte, den Rafsandschani damals vor gut 30 Jahren in den erweiterten Revolutionszirkel des Staatsgründers geholt hat, sein „Apostel“ Nummer zwölf.

Auch Mussawi ist eine Säule der Islamischen Republik, Repräsentant des Establishments und bis unmittelbar vor der Wahl ein eher übervorsichtiger, blasser Kandidat – aber ein Mann, der, wie sich jetzt zeigt, in entscheidenden Stunden über sich hinauswachsen kann. Als Ahmadinedschad in der Fernsehdebatte ihn und seine Frau ehrabschneidend beleidigt, schlägt er mit einem ungeheuren Satz zurück, der die bis dahin eher apathischen

Wähler elektrisiert: „Sie führen unser Land in die Diktatur!“

Teheran im Sommer 2009, in den Tagen nach der Wahlfälschung, die im ganzen Land ein Beben auslöst. Zu unglaublich ist das Ergebnis, das Religionsführer Chamenei, schon wenige Stunden nach der Schließung der Wahllokale, seinem Volk präsentiert und als gottgegeben einordnet. Ein Erdrutschsieg Ahmadinedschads mit fast 30 Prozent Vorsprung, wo doch Meinungsumfragen ein Kopf-an-Kopf-Rennen vorausgesagt haben. Die Menschen schreien ihren Protest heraus. Chameneis Revolutionsgardisten und die Bassidsch-Milizen knüppeln die friedlichen Demonstranten nieder. Schüsse fallen.

Seit dem 12. Juni sind mehr als 30 Menschen auf den Straßen gestorben, gegen mehr als 100 stehen Prozesse an, deren Vorbereitung mit offensichtlich erzwungenen „Geständnissen“ unter Todesandrohung an stalinistische Muster erinnern. Und doch gehen immer wieder Tausende auf die Straße.

Rafsandschani nimmt Witte-rung auf – stellt sich in seiner Freitagspredigt Mitte Juli auf die Seite der Protestierenden; die Chance, sich an Chamenei zu rächen, dürfte dabei eine Rolle gespielt haben. Rafsandschani spricht von einer „Staatskrise“ und verlangt die Entlassung inhaftierter Demonstranten. Die Herrschenden sollten sich „innerhalb des gesetzlichen Rahmens bewegen“. Als Chef des einflussreichen Expertenrats ist er weiterhin ein entscheidender Makler der Macht.

Noch einmal bäumt sich auch der greise Montaseri auf. Der so lange Kaltgestellte macht wahr, was er 2003 bei einem Gespräch mit dem SPIEGEL in Ghom angekündigt hat: „Ich möchte so viel gutmachen, ich bin nicht frei von Schuld.“ Der Großajatollah tritt mit einer Fatwa, einem religiösen Rechtsgutachten, an die Öffentlichkeit, einer Erklärung, die für gläubige Schiiten enormes Gewicht hat.

In dem sensationellen Dokument vergleicht der Religionsgelehrte die heutige Situation in Iran mit der vorrevolutionären Zeit unter dem Schah, der „den Ruf der Revolution erst dann vernommen hat, als es schon zu spät war“. Eine Obrigkeit, „die auf Knüppeln, Ungerechtigkeit und Rechtsverletzung basiert“, sei zu verurteilen und wertlos. Die Regierung sei für das Volk da, nicht umgekehrt; sollte sie die Zufriedenheit der Menschen einbüßen, verliere sie nach der schiitischen Lehre ihre Legitimität: „Jeder Mensch hat angesichts von Tyrannei eine Verantwortung.“

Auch Rafsandschani findet die Kleriker wieder interessant. Dieser Tage besuchte er auf der Suche nach Verbündeten Ghom,



Wählerinnen nahe der Fatima-Moschee in Ghom am 12. Juni: Hoffnung auf eine neue Revolution

die Montaseri-Hochburg, und auch Maschad, die Chamenei-Heimat. Die führenden Ajatollahs Seit an Seit mit dem merkantilen Multimillionär und den westlich orientierten, twitternden Studenten: Einmalig sind in Iran die Allianzen, bunt die Vögel, die für die Freiheit zwitschern.

Und so sieht die Bilanz des Triumvirats aus, das einmal gemeinsam gestartet ist, um eine islamische Revolution nach Teheran zu tragen, und sich nun womöglich mit einer neuen Revolution konfrontiert sieht:

Montaseri hält das Konzept des Gottesstaates für gescheitert. Dem Religionsführer billigt der „Heilige“ allenfalls noch den Status eines konstitutionellen Monarchen zu.

Rafsandschani würde wohl die Grundstrukturen des „Welajat“ halten wollen, mit einem „vernünftigen“ Religionsführer wie ihm selbst, mit einer marktliberalen Wirtschaft à la China. „Beim Kampf um die Ausrichtung des Landes“, sagt der Iran-Experte Mohsen Milani von der Universität South Florida, habe Rafsandschani „nie ganz vergessen, dass sich auch eine islamische Republik über die Zustimmung der Bevölkerung legitimiert“; deshalb habe er die Amtszeit des Revolutionsführers bei der Verfassungsänderung 1989 auf zehn Jahre begrenzen wollen. Für Chamenei hingegen sei die Führung des Landes „vor allem Gott verantwortlich“.

Chamenei kämpft, dass alles bleibt, wie es ist – und dürfte zur Not bereit sein, dafür auch den ihm ideologisch nahestehen-

den, aber sperrigen Zögling Ahmadinedschad über die Klinge springen zu lassen.

Die Spannungen zwischen den beiden sind jedenfalls kaum mehr zu übersehen – über den verweigerten Kuss hinaus. Der Präsident sperrt sich sieben Tage lang, dem „dringenden Wunsch“ des Religionsführers nachzukommen, seinen ersten Vizepräsidenten Esfandiar Rahim Maschai zurückzuziehen; Ahmadinedschad gibt schließlich nach, macht den Missliebigen dann aber zum Bürochef.

Jetzt schwirrt Teheran vor Gerüchten, ein nach neuer Balance suchender Chamenei könne in den nächsten Wochen das Parlament dazu bringen, die von Ahmadinedschad vorgeschlagenen Minister allesamt durchfallen zu lassen – die Abgeordneten müssen jedem Kabinettsmitglied zustimmen. Bei fälligen Neuwahlen könnte der religiöse Führer dann Parlamentschef Ali Laridschani in den Kampf ums Präsidentenamt schicken. Oder hat Rafsandschani womöglich eine Chance, über seinen Expertenrat den angeblich an Krebs erkrankten Chamenei zum Rücktritt zu bewegen, sich selbst seinen Lebenstraum als „echter“ Chomeini-Nachfolger zu verwirklichen?

Und was bedeutet der gegenwärtige Machtkampf für die Frage, die derzeit die Welt am meisten interessiert, für die Zukunft einer möglichen Atommacht Iran?

Gegenwärtig sind 12 000 Zentrifugen im Einsatz, die den Grundstoff für eine mög-

liche Waffe produzieren, schon nächstes Jahr könnte es für eine reichen. Im Jahr 2003, als Teheran über Schweizer Vermittler ein geheimes Verhandlungsangebot machte, verfügte Iran gerade über 164 Zentrifugen und wollte einige Dutzend zu „Forschungszwecken“ behalten. Die Bush-Regierung aber mochte nicht einmal über eine symbolische iranische Urananreicherung mit sich reden lassen, Teheran sich in der Folge keiner Uno-Resolution beugen.

Kaum etwas spricht nach Meinung des Londoner Kronzeugen Mohadscherani dafür, dass es in der Nuklearfrage noch zu Kompromissen kommt. Weder Chamenei noch Rafsandschani, aber auch nicht Mussawi scheinen bereit, die Urananreicherung auch nur auszusetzen. Gesprächsangebote des neuen amerikanischen Präsidenten Barack Obama dürften ebenso wenig etwas bewirken wie die angedrohten verschärften Sanktionen. Auch wenn sie ein für Iran schmerzliches Verbot von Treibstoffimporten einschließen würden, für das Washington gerade bei den Europäern wirbt.

Trotz aller offizieller Dementis aus Teheran: Iran ist mit großer Wahrscheinlichkeit auf dem Weg zur Atommacht. Und israelische Luftschläge dürften das einzige Mittel sein, um die bankrotte Führung des Gottesstaates und ihre mutige Opposition noch einmal zusammenzuführen in einer Aufwallung von Nationalstolz und Trotz: wir gegen den Rest der Welt. ◆